



HOUSE OF THE BEAST

MICHELLE WONG

ROMAN

reverie

MICHELLE WONG

HOUSE OF THE BEAST

Aus dem Englischen
von Juna-Rose Hassel

ROMAN

reverie

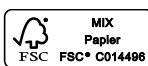
Die Originalausgabe erschien 2025 unter dem Titel
House of the Beast bei HarperCollins Publishers LLC., New York.

1. Auflage 2025
© 2025 by Michelle Wong
Deutsche Erstausgabe
© 2025 für die deutschsprachige Ausgabe
by HarperCollins in der
Verlagsgruppe HarperCollins Deutschland GmbH
Valentinskamp 24 · 20354 Hamburg
info@harpercollins.de
Gesetzt aus der Adobe Caslon
von GGP Media GmbH, Pößneck, in Anlehnung an das englische Original
Interior artwork von Michelle Wong
Map design von Virginia Allyn
Druck und Bindung von GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-7457-0510-2
www.reverie-verlag.de

*Jegliche nicht autorisierte Verwendung dieser Publikation zum Training
generativer Technologien der künstlichen Intelligenz (KI) ist ausdrücklich verboten.
Die Rechte der Urheberinnen und des Verlags bleiben davon unberührt.*



Druckprodukt mit finanziellem
Klimabeitrag
ClimatePartner.com/15109-2009-1001



Liebe Leserin, lieber Leser,

dieses Buch enthält potenziell triggernde Inhalte.
Deshalb findet ihr am Romanende eine Themenübersicht,
die demzufolge Spoiler enthalten kann.
Wir wünschen euch das bestmögliche Erlebnis
beim Lesen dieser Geschichte.

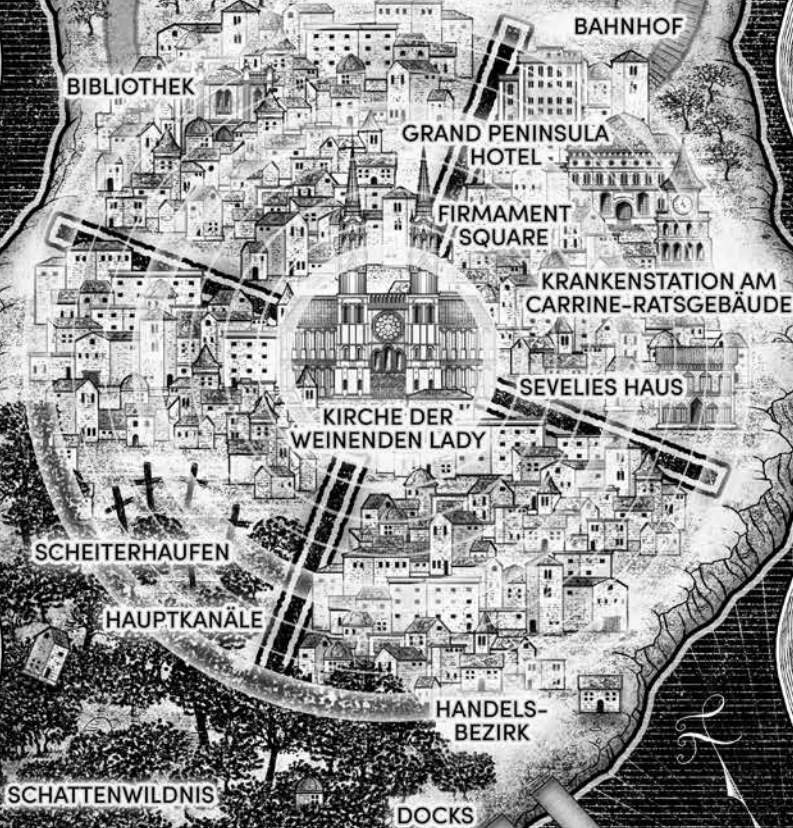
Euer Team von reverie

Für meine Mutter

KUGARA



DIE SCHATTEN- EBENE





PROLOG

WIE ICH MEIN MONSTER KENNENLERNE



KAPITEL

1

Über dem zarten Fleisch meines Ellbogens schwebte das Schwert meines Vaters aus kaltem schwarzem Stahl, das edelste in ganz Kugara. Ein Übelkeit erregender Strudel der Unsicherheit zog mir den Magen zusammen, sodass ich die erste volle Mahlzeit, die ich seit Wochen zu mir genommen hatte, beinahe auf den Boden des Tempels erbrochen hätte. Zwar hatte ich es nicht anders gewollt, doch allmählich fragte ich mich, ob ich einen Fehler begangen hatte.

Ich nahm meinen ganzen Mut zusammen. »Warte«, krächzte ich.

Mein Vater, den ich vor zwei Tagen kennengelernt hatte, sah mich finster an. »Was ist denn?« Seine Stimme hallte tief und scharf durch den dunklen Saal. »Das Biest duldet keine Verzögerungen.«

Er war groß und hatte ein kantiges Gesicht, seine Haltung drückte Gewichtigkeit aus. Er war anders als die verlotterten Onkel und schmerbäuchigen Seemänner, mit denen ich in den Slums von Merey aufgewachsen war. Seine Hand, die unter dem linken

Ärmel seiner gut geschnittenen Jacke hervorragte, bestand aus poliertem schwarzem Metall. Als er gekommen war, um mich zu holen, hatte ich bemerkt, wie die Nachbarn einen Blick darauf warfen und sofort ängstlich und ehrfürchtig zurückwichen.

Mir war auch bange gewesen, und doch riskierte ich es im Lauf des Tages auch immer wieder, hinzusehen. Immerhin hätte ich nie damit gerechnet, dass ich je das Gefäß eines Älteren Gottes von Nahem sehen würde. Mein ganzes Leben lang hatte ich geglaubt, dass sich solche Dinge weit außerhalb meiner Stellung befanden.

Und nun war ich hier, hinfortgerissen ins bergige Gelände, in dem sich das Haus Avera befand, eines der Vier Hohen Häuser Kugaras, und kniete in dessen privatem Tempel, bereit, einem Gott geopfert zu werden. Die Steinfliesen fühlten sich kalt und hart unter meinen Knien an. Die Kleider, in denen ich hergereist war, waren abgetragen und boten kaum Schutz vor der eisigen Luft. Zitternd wie ein Blatt im Wind stand ich vor dem Herzstück des Altars: einer monströsen Skulptur vom Kopf des Dread Beasts, hergestellt aus glattem, dunklem Metall. Der Bildhauer hatte sich für eine wolfsähnliche Darstellung entschieden, und jedes der drei Augen der Bestie enthielt eine Spiegel-Intarsie, in der die Feueraschen des Tempels reflektiert wurden. Wenn ich genau hinsah, entdeckte ich darin auch das Spiegelbild meiner eigenen Augen. Im Schlund der Skulptur befand sich ein flaches Becken, das Wasser enthielt. Mein linker Arm war hineingelegt worden, von unten hielt eine Schelle mein Handgelenk an Ort und Stelle. Dort, wo meine Haut das Wasser berührte, prickelte sie vor Kälte. Das Wasser war rabenschwarz, als würde ein Abgrund an meinen Fingern lecken.

»Gibt es noch einen anderen Weg?«, stotterte ich.

Mein Vater, Lord Zander Avera, Zweite Hand des Dread Beasts, sah mich verächtlich an. »Vergiss nicht, du warst diejenige, die einen Handel mit mir wollte. Oder stehst du nicht zu deinem Wort und lässt deine Mutter weiterhin leiden?«

Wenn dies eine Heldengeschichte wäre, hätte ich mich nun für das Opfer gestählt. Ich hätte angesichts seiner Klinge mit den Zähnen geknirscht und die Abmachung eingehalten, damit meine Mutter die Medizin bekommt, die sie braucht. Als ich noch in Merey war, war ich voller Wagemut gewesen, auch wenn sie mich angefleht hatte, nicht zu gehen. Ich hatte gedacht, ich könnte diesen fadenscheinigen Mut durch alles, was als Nächstes kam, aufrechterhalten.

Stattdessen fing ich an zu weinen.

Krachend flogen die Tempeltüren auf. Hereingestürmt kam eine Frau mit dunklem Haar, das zu einem komplizierten Dutt geschlungen war, ihre vornehm umrandeten Augen und Lippen waren wutverzerrt. Zwei schwarz gekleidete Dienerinnen folgten ihr auf dem Fuße. Mit bebendem Finger zeigte sie auf meinen Vater.

»Wie kannst du es wagen?«, knurrte sie. »Du würdest den Namen des Hauses Avera in den Schmutz ziehen, indem du deinen Bastard in unseren heiligsten Tempel bringst? Kennst dein Streben denn gar keine Grenzen, Zander? Leg sofort das Schwert weg!«

Nichts wünschte ich mir mehr, als dass mein Vater ihr gehorchte – dass er das Schwert senkte und mich weit wegschickte. »Ich will nach Hause«, schniefte ich, in der Hoffnung, das würde mir etwas helfen.

Mein Vater blickte mich mit hochgezogenen Augenbrauen an. »Nach Hause?«, wiederholte er. »Das hier ist jetzt dein Zuhause, Alma.«

Mit diesen Worten ließ er die Klinge herabsausen.



ICH KAM AUS MEREY, EINER KLEINEN HAFENSTADT IN DER Provinz Metia. Hier beteten die Menschen den Himmelsseher an, einen der vier Älteren Götter, denen in Kugara gehuldigt wurde. Fischer und Kaufleute beteten zu den heiligen Gefäßen des Hauses

Metia, in der Hoffnung, dass ihre allsehende Gottheit ihren Fang segnete, Unheil ankündigte oder gar das Wetter beeinflusste. Alle sieben Tage gab es einen Gottesdienst im einheimischen Tempel, um zu danken, und fast alle in der Stadt nahmen daran teil – außer meiner Mutter und mir.



Unser kleiner Haushalt schlug irgendwie aus der Reihe. Meine Mutter hatte mir nie beigebracht, wie man zum Himmelsseher oder irgendeinem der anderen betete: zur Weinenden Lady, zum Verhassten Tüftler oder dem Furcht einflößenden Dread Beast. Wir blieben für uns, und weil wir auch nicht den einstigen Gottheiten huldigten, wurden uns glücklicherweise die rituellen Ertränkungen erspart, mit denen Ketzerei oft bestraft wurde.

Früher fragte ich mich immer, warum wir uns nie aufrafften und mitgingen, wenn die Glocken des Tempels erklangen und sich die Menschen von Merey pflichtbewusst zum Gebet aufmachten. Dann kam heraus, dass uns die Seher-Priester von Merey einfach nicht leiden konnten. Genau wie viele Nachbarn uns nicht mochten. Ich war ein uneheliches Kind, und in der Stadt ging das Gerücht, dass mein Vater ein verheirateter Mann war.

Der Himmelsseher sieht alles, flüsterten die Tantchen in unserer Straße hinter dem Rücken meiner Mutter. *Bestimmt hat sie Angst, dass er ihre Sündhaftigkeit sieht und sie ins Meer wirft.*

Oft hätte ich diesen gedankenlosen Heuchlern am liebsten entgegengeschleudert, dass meine Mutter der wunderbarste Mensch der Welt war. Sie wussten nicht, dass ihr Lächeln nie ins Wanken geriet, selbst wenn sie Mühe hatte, Essen auf den Tisch zu bekommen. Dass sie mir immer etwas von ihrem Teller anbot, auch wenn sie die Energie eigentlich zum Arbeiten brauchte. Dass sie, wenn wir seit Tagen nur einfachen Reis mit Salz gegessen hatten, fragte: »Was für ein Festmahl wünscht sich meine liebe Alma heute? Einen Truthahn? Ein Wildschwein?« Und dann formte sie den Reis zu einem Tier, sodass ich lächelte und so tat, als würde ich ihm den Kopf abbeißen.

Doch auch wenn ich an ihrer Liebe zu mir nie zweifelte, fragte ich mich aufgrund dieser Gerüchte, wer mein Vater war. Nie sprach meine Mutter über ihn, und sie beharrte darauf, dass



wir ohne ihn besser dran waren. Es gab Zeiten, in denen es mir – noch jung und töricht – schwerfiel, dies zu glauben. Nicht dass ich sie für eine schlechte Mutter gehalten hätte. Doch sie arbeitete viele Stunden in den Herbergen am Wasser und kam oft erst wieder in unsere schäbige kleine Wohnung zurück, wenn ich schon zu Bett gegangen war.

Ich war einsam.

Nicht genug, dass ich Einzelkind war, ich hatte auch keine Freunde. Die Eltern hielten ihre Kinder von mir fern, als wären die skandalösen Umstände meiner Geburt ansteckend. Ich wusste, dass es meiner Mutter wehtat, dies zu sehen. Einmal versuchte sie, mich bei den Nachbarskindern beliebt zu machen, indem sie sich in Unkosten stürzte und eine Tüte Zuckerzeug besorgte, die ich mit ihnen teilen konnte. Und dann wickelte sie sie irgendwie um den kleinen Finger, damit sie trotz der Warnungen ihrer Eltern mit mir spielten.

Nachdem sie (zu meinem Entsetzen) alle Süßigkeiten aufgesessen hatten und mich dann beim Fangenspielen mitmachen ließen

(was ich widerwillig genoss), fragte mich einer der Jungen: »Hast du wirklich keinen Dad?«

»Ich brauche keinen Dad«, erklärte ich.

Er schnitt eine Grimasse. »Jeder braucht einen Dad. Mein Vater sagt, dass deine Mutter keinen Mann findet, weil sie eine Hure ist.«

»Das ist nicht wahr!«, schrie ich.

»Doch, ist es«, brüllte er zurück, und dann stieß er mich zu Boden.

Ich erinnere mich noch an die schreckliche, tränenreiche Scham, als alle lachten. An die flammende Wut, die so weiß glühend war, dass sie meine Vernunft verbrannte. Das Nächste, was ich wusste, war, dass ich mich wohl wieder aufgerappelt hatte und der Junge heulend auf dem Boden saß und sich seinen gebrochenen Arm hielt.

Damals dachte ich, er hätte es verdient.

Es gab einen riesigen Tumult, die Tanten scheuchten mich weg, während sie sich um den Jungen kümmerten. Nachdem ich nach Hause gegangen war und mich in den Rockschoßen meiner Mutter ausgeweint hatte, kam die Mutter des Jungen an unsere Tür und sagte einige sehr hässliche Dinge zu uns beiden. Beinahe wäre mein Zorn mit Macht zurückgekehrt, doch die endlose Geduld meiner Mutter, die mir mit den Fingern durchs Haar strich, während sie sich würdevoll für mich entschuldigte, hielt ihn in Zaum. Danach setzte sie sich mit mir hin, und ich bekam die volle Wucht ihrer Enttäuschung zu spüren.

»Du kannst Menschen nicht derart verletzen, Alma«, sagte sie in einem Tonfall, der mich wissen ließ, dass ich echt in Schwierigkeiten steckte.

»Er hat schreckliche Dinge über dich gesagt!«

»Ich bin gerührt, dass du meine Ehre verteidigen wolltest, aber hässliche Worte rechtfertigen nicht Gewalt. Nein, keine Widerworte! Es ist mir gleichgültig, was sie sagen. Hauptsache, du und ich sind glücklich, mehr brauche ich nicht.«

Ihre Worte ließen mich erneut in Tränen ausbrechen, und sie dämpfte meine Schluchzer und küsste mich auf den Scheitel. Ich erinnerte mich nicht mehr daran, was ich mit dem Jungen angestellt hatte, doch ich bereute nicht, ihn verletzt zu haben. Aber ich bedauerte, dass ich meine Mutter traurig gemacht hatte. Sie hatte ihr Bestes getan, mir dabei zu helfen, Freunde zu finden, und ich hatte alles ruiniert und bewiesen, dass ich so problematisch war, wie alle glaubten. *Ihr fehlt die Führung eines Vaters*, sagten die Erwachsenen. *Ihre Mutter hat sie nicht im Griff*.

Es stellte sich heraus, dass der Junge, dessen Arm ich gebrochen hatte, beliebt war, und er sorgte dafür, dass all seine Freunde von meinem Vergehen erfuhren. Niemand in unserer Nachbarschaft würde je wieder mit mir spielen.

Ich redete mir ein, dass mir das egal war. Ich wollte nichts von ihnen; meine Mutter und ich waren allein besser dran. Doch zu meinem großen Verdruss war ich immer noch einsam.

Deshalb erschuf ich mir selbst einen Freund.

Ich beschloss, dass er ein Prinz wäre. Einer, der aus einem weit entfernten Land verbannt worden war und daher ein Ausgestoßener wie ich. Er war schöner als alle Jungen in Merey, hatte Haare wie Mondlicht und Augen wie Sterne. Er war lieb und bezaubernd und wusste immer, wie er mich zum Lächeln bringen konnte. Und er war mir treu ergeben.

Anders als die meisten unserer Nachbarn konnte meine Mutter lesen, und sie brachte es mir ebenfalls bei. Einmal hörte ich jemanden sagen, sie hätte eine gelehrte Frau sein und etwas aus sich machen können, wenn sie mich nicht bekommen hätte. Die Heldinnen in den Büchern, die sie besaß, erinnerten mich an meine Mutter. Sie waren gütig und versöhnlich, und die Bücher sollten Mädchen wie mich dazu inspirieren, zu besseren Menschen zu werden. Die Prinzen in diesen Geschichten liebten die Heldinnen, weil sie gut waren. Doch ich wusste, dass ich ganz anders war als sie. In mir steckte Gewalt – der Teil, der Befriedigung daraus gezogen hatte, dem Jungen Schmerzen zuzufügen. Auch wenn ich

gelingen und meiner Mutter geschworen hatte, dass es mir leidtäte. Nein, ich war nicht gut.

Stattdessen malte ich mir jemanden aus, der mich auch dann lieben würde, wenn ich mich schrecklich benahm.

Ich erzählte niemandem von ihm – nicht mal meiner Mutter. Es war albern. Arme Alma, so armselig, so wenig liebenswert, dass sie sich jemanden einbilden musste, der sich mit ihr abgab. Ich wollte sie nicht noch mal enttäuschen. Ich wollte nicht, dass sie sich Sorgen machte.

Deshalb hielt ich ihn geheim. Aber er war immer in meiner Nähe, immer zu einem Scherz aufgelegt, der mich zum Lächeln brachte, wenn die Zeiten schlecht waren. Wenn es gewitterte, hielt er mir die Hand, falls meine Mutter nicht da war, und er ging mit mir die Straßen entlang und schnitt den Jungs, die mich verhöhnten, Grimassen.

Nachts rutschte ich in meinem Bett rüber, um meinem eingebildeten Freund Platz zu machen und ihm meine dunkelsten Sorgen zu beichten. Ich erklärte ihm, dass ich fürchtete, für immer in dieser verhassten Stadt festzustecken. Ich hatte Angst, dass meine Mutter ihr Leben zerstört hatte, weil sie mich bekam, dass sie womöglich glücklicher geworden wäre, wenn ich nie geboren worden wäre.

Und mein lieber Prinz aus den Sternen würde dann sagen: »Wie kannst du das nur glauben, Alma? Du bist ein Segen im Leben deiner armen Mutter. Irgendwann werden du und ich gemeinsam diesen Ort verlassen und einen besseren finden.«

Eines Tages kam meine Mutter früher nach Hause, und als sie die Tür öffnete, ertappte sie mich dabei, wie ich mit dem Nichts redete. Den Ausdruck auf ihrem Gesicht werde ich nie vergessen. Damals verstand ich den Grund dafür nicht; ich dachte nur, dass sie ihre arme Tochter bestimmt bedauerte, weil sie sich mit jemandem unterhielt, der gar nicht real war.

Erst später wurde mir klar, dass es kein Mitleid war, sondern Vorsicht.

Jedenfalls hörte ich auf, mit meinem Freund zu reden. Ich zwang mich dazu, ihn mir aus dem Kopf zu schlagen, und irgendwann schaffte ich es, ihn vollkommen zu vergessen. Ich war wieder allein, aber solange meine Mutter glücklich war, würde ich es ertragen.

Als sie krank wurde, brach meine ganze Welt zusammen.



KAPITEL

2

Es gab keine Vorwarnung. Eines Tages brach sie einfach zusammen.

Eine Nachbarin öffnete unsere Tür, als sie mein Geheul hörte. »Oh, die arme Frau!«, rief sie aus, als sie meine Mutter auf dem Küchenboden liegen sah. Ich hatte nicht genug Kraft gehabt, sie zu bewegen, und sie kam nicht zu sich. »Sie muss sehr krank sein. Nur eine Sorglose Jüngerin kann sie nun retten.«

Heilerinnen der Kirche der Weinenden Lady reisten oft durch Kugaras Provinzen, um den Anhängern der Vier ihre Dienste anzubieten. Unglücklicherweise war die eine, die sich in Merey aufgehalten hatte, vor Kurzem zum Hauptsitz in Sorrowsend zurückbeordert worden. Da sie die letzte ihrer Sorgen – samt ihrer Freude und ihrer Angst und allem anderen dazwischen – an die Lady abgegeben hatte, hatte sie ihre Patienten allmählich mit willigen Objekten medizinischer Experimente verwechselt, deshalb hielt man sie schließlich für nicht mehr geeignet, ihren Dienst zu versehen. Einen anderen Heiler nach Merey zu rufen, würde mehr kosten,

als ich mir überhaupt vorstellen konnte. Meine beste Chance wäre, so die Nachbarn, wenn ich im örtlichen Tempel um Unterstützung bitten würde.

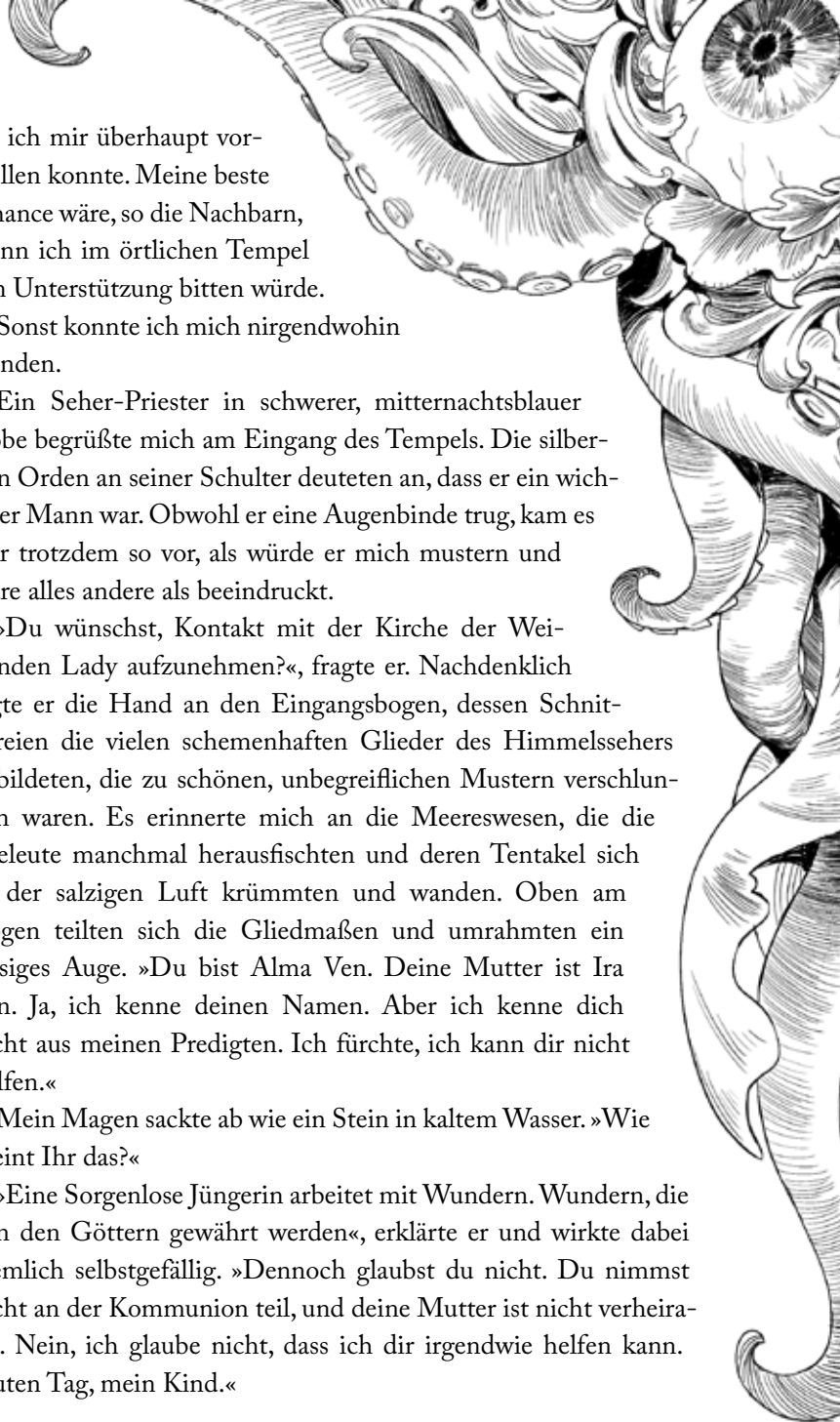
Sonst konnte ich mich nirgendwohin wenden.

Ein Seher-Priester in schwerer, mitternachtsblauer Robe begrüßte mich am Eingang des Tempels. Die silbernen Orden an seiner Schulter deuteten an, dass er ein wichtiger Mann war. Obwohl er eine Augenbinde trug, kam es mir trotzdem so vor, als würde er mich mustern und wäre alles andere als beeindruckt.

»Du wünschst, Kontakt mit der Kirche der Weinenden Lady aufzunehmen?«, fragte er. Nachdenklich legte er die Hand an den Eingangsbogen, dessen Schnitzereien die vielen schemenhaften Glieder des Himmelssehers abbildeten, die zu schönen, unbegreiflichen Mustern verschlungen waren. Es erinnerte mich an die Meereswesen, die die Seeleute manchmal herausfischten und deren Tentakel sich in der salzigen Luft krümmten und wanden. Oben am Bogen teilten sich die Gliedmaßen und umrahmten ein riesiges Auge. »Du bist Alma Ven. Deine Mutter ist Ira Ven. Ja, ich kenne deinen Namen. Aber ich kenne dich nicht aus meinen Predigten. Ich fürchte, ich kann dir nicht helfen.«

Mein Magen sackte ab wie ein Stein in kaltem Wasser. »Wie meint Ihr das?«

»Eine Sorgenlose Jüngerin arbeitet mit Wundern. Wundern, die von den Göttern gewährt werden«, erklärte er und wirkte dabei ziemlich selbstgefällig. »Dennoch glaubst du nicht. Du nimmst nicht an der Kommunion teil, und deine Mutter ist nicht verheiratet. Nein, ich glaube nicht, dass ich dir irgendwie helfen kann. Guten Tag, mein Kind.«



Damals konnte ich nichts anderes tun, als zu glotzen, während einer der heiligsten Männer der Stadt mir die Tür vor der Nase zuschlug. Später sollte ich noch oft an diesen Moment zurückdenken. Lag nachts im Bett und wünschte mir, dass die Wut, die einst so brüllend in mir erwachte, mich dazu getrieben hätte, mehr zu tun – mir gewaltsam Eintritt zu verschaffen, dem Seher-Priester die Hände um den Hals zu legen und ihn zu würgen, ihm seine fleckigen Zähne auszuschlagen, einen nach dem anderen, bis er bereit wäre, uns zu helfen. Doch an jenem Tag trottete ich nur nach Hause, während mir die Hoffnung zwischen den Fingern zerrann.

Es sprach sich herum, dass man mich am Tempel abgewiesen hatte. Die Nachbarinnen freuten sich darüber, dass sie recht behalten hatten. Schließlich trat eine von ihnen an mich heran – eine alte Frau, die selten mit jemandem sprach, aber immer zuhörte, wenn die anderen tratschten. Ich hatte ihr diese Bequemlichkeit immer übel genommen, aber daraus wurde Dankbarkeit, als sie mich leise an einen einheimischen Arzt verwies.

»Deine Mutter ist eine gütige Frau«, sagte sie an der Tür zu mir. Es war spät, und ich fragte mich, ob sie zu dieser Stunde vorbeikam, damit sie nicht gesehen wurde. »Ich glaube, die Götter werden diese Güte bewahren wollen, ungeachtet dessen, was der Tempel sagt.«

Am nächsten Tag kam der Arzt vorbei. Er untersuchte Mutter von Kopf bis Fuß und blickte von Minute zu Minute grimmiger drein.

»Ich habe das schon mal gesehen«, sagte er. »Ich fürchte, die Aussichten sind ziemlich düster.«

»Können Sie irgendetwas tun?«, fragte ich; meine Stimme zitterte, als ich mich neben meine Mutter auf das schmale Bett setzte und ihre Hand fest umklammerte. Erst jetzt fiel mir auf, wie knochig sie geworden war. Bei meiner Berührung öffnete sie ihre gläsernen Augen einen Spalt, ihr Atem war flach, als sie mich ansah. »Die Seher-Priester werden keinen Heiler für uns herbeirufen.«

»Das ist nichts, was durch die Wunder der Weinenden Lady geheilt werden kann«, sagte der Arzt, der seine Brille putzte, während

er erklärte. »In der Hauptstadt gibt es eine Medizinschule. Ich würde raten, dass Sie sich dahin wenden. Sie pflegen mit Ärzten in Übersee Kontakt, die etwas entwickeln, womit sie diese Krankheit eindämmen können. Aber wie mit allem, was außerhalb Kugaras liegt, stellt sich der Hof vehement dagegen, und ich fürchte um die Zukunft der Schule. Außerdem fürchte ich, dass ich an dieser Stelle aufhören muss. Dem Tempel missfallen meine Praktiken.«

»Danke Ihnen, Doktor«, sagte meine Mutter schwach; es gelang ihr, trotz der Situation zu klingen, als würde sie es von ganzem Herzen so meinen.

Nachdem er weggegangen war, tätschelte sie mir die Hand und lächelte mich an. »Magst du mir einen Stift und etwas Papier bringen, Liebes? Wir können zusammen einen Brief an die Schule schreiben, und du kannst mir helfen, ihn zu verschicken.«



Nachdem ich die Schreibutensilien für sie geholt hatte, diktierte sie mir den Brief. Meine Handschrift ließ zu wünschen übrig, dennoch nickte sie nach jedem Wort anerkennend. Mein Inneres fühlte sich hohl an bei dem Gedan-

ken, solche Momente nicht mehr mit ihr zu erleben.

»Alma«, sagte sie, als der Brief fertig war. »In der unteren Schublade meiner Kommode ist ein Kästchen. Dort habe ich etwas Geld und ein paar Gegenstände versteckt, die von einigem Wert sein sollten. Die alte Mrs Dee auf der anderen Seite des Flurs ist sehr gütig und hat sich bereit erklärt, sich im Austausch für diese Dinge um dich zu kümmern, falls mir etwas zustößt.«

Das wollte ich nicht hören. Ich wollte nicht darüber reden. Doch als ich ihr das zu verstehen gab, hielt sie nur ganz zärtlich meine Hand.

»Es gibt ein paar Dinge, gegen die wir nicht ankommen«, sagte sie. »Ich werde mein Bestes tun, um wieder gesund zu werden, weil ich dich so sehr vermissen werde, wenn ich nicht mehr da bin. Aber falls es doch geschieht, will ich, dass du mir versprichst, stark zu

sein. Du bist so ein gutes Mädchen, Alma, und ich weiß, dass du so viele wunderbare Dinge tun wirst, wenn du erst mal groß bist. Wirst du mir zuliebe stark sein?»

Ja zu sagen, fühlte sich an wie aufgeben. Das ahnte sie wohl, denn sie bedachte mich mit einem matten Lächeln und ließ es vorerst auf sich beruhen. Schon bald darauf schlief sie ein. Sie war wohl so müde, dass sie vollkommen vergaß, was sie vor mir versteckt hatte.

Als ich in besagtem Kästchen in der Kommode herumkramte, um Geld zu finden, mit dem ich den Brief verschicken konnte, stieß ich auf das, was mein Leben zerstören sollte.

Unter der kargen Auswahl an Andenken und Schmuck befand sich ein steifer, schwerer Briefumschlag mit einem Siegel aus schwarzem Wachs. Das Siegel war in der Mitte gebrochen, deshalb konnte ich das Bild nicht erkennen, das dort eingepreßt war. Ich hätte genauer hinsehen sollen, doch damals war ich einfach neugierig, woher ein solch edles Ding wohl stammen mochte.

Ich hätte es nicht lesen sollen. Die Privatsphäre anderer zu achten, war mir von eben jenem Menschen beigebracht worden, dessen Privatsphäre ich nun verletzte. Ich wusste, dass es falsch war, trotzdem öffnete ich diesen Umschlag und faltete den Brief auseinander, der darin enthalten war.

Darin stand Folgendes:

Hiermit rate ich dir zu Diskretion in dieser Affäre. Ich bin mir sicher, du bist dir meiner Position bewusst – und der Anschuldigungen, mit denen die Familie dich heimsuchen könnte, falls du irgendwelche unverschämten Forderungen stellst. Schreib mir nicht zurück. Falls du Wiedergutmachung anstrebst, kannst du an unten stehende Adresse schreiben, aber nur in angemessenem Rahmen.

Z. A.

Meine Gedanken überschlugen sich. Mein gebeutelter junger Verstand konzentrierte sich lediglich auf zwei Worte: *Affäre* und *Wiedergutmachung*.

An den Gerüchten musste also etwas dran sein. Mein Vater war ein verheirateter Mann, und wie es aussah, auch noch ein wichtiger. Er hätte das Geld, um meine Mutter zu heilen.

Es musste einen Grund geben, weshalb sie dies vor mir geheim gehalten hatte, aber mir fiel keiner ein, der es rechtfertigen würde, die Chance zu verspielen, sie zu retten.

Ich schickte an diesem Tag nicht nur unseren Brief an die Medizinschule, sondern auch einen von mir allein, während ich zu sämtlichen Göttern betete, die mir Gehör schenken wollten, dass einer von ihnen beantwortet würde.

Auch das hätte ich wahrscheinlich nicht tun sollen.



ER FUHR IN EINER GLÄNZENDEN SCHWARZEN KUTSCHE VOR.

Ich kam gerade mit einer mageren Ausbeute an Gerste vom Markt, die ich zu Grütze kochen wollte, als ich sah, wie die Nachbarkinder das Gefährt anstarrten, das neben der schmutzigen Treppe stand, die zu unserer Wohnung führte. Nur selten sah man etwas so Prachtvolles in unserem Viertel, denn die reicheren Familien wohnten weiter im Norden. Was hatte so jemand hier zu suchen?



Kurz darauf dämmerte mir, wer dieser Jemand sein könnte, und fast hätte ich in meiner Hast, die Treppe hinaufzurennen, meinen Einkauf fallen lassen.

Als ich die Tür zu unserer Wohnung aufriss, fand ich einen Mann vor, der mit dem Rücken zu mir dastand. Er trug einen edlen schwarzen Mantel und einen Hut, seine Gestalt warf ihren

Schatten quer durch den Raum, bis hin zu meiner Mutter, die an dem kleinen Küchentisch saß.

»Alma!« Meine Mutter stand auf unsicheren Beinen auf und kam an meine Seite. Schon seit Tagen hatte ich sie nicht mehr so gehen sehen. Sie hielt mich fest und drehte mich von dem Mann weg, als wollte sie mich abschirmen. Ihr Gesicht war verhärtet, und sie musste schreckliche Schmerzen haben, doch sie starrte ihn trotzdem finster an.

»Das ist sie also.« Der Mann, von dem ich bereits wusste, dass er mein Vater war, drehte sich zu mir um. »Alma, oder?«

Seine schwarze Kleidung war makellos, ohne Schnickschnack und Stickereien, die die Oberschicht so elegant fand, aber sie war meisterhaft geschneidert. Er war groß gewachsen, sein Gesicht glatt rasiert, seine Haut ein paar Stufen heller als meine. Sein Haar war rabenschwarz, genau wie meines. An seiner Taille trug er ein edel geschliffenes Schwert, und die Hand, die er lässig auf den Knauf gelegt hatte, bestand aus Metall.

Ich erstarrte.

Ich hatte die Geschichten um die Hände des Dread Beasts gehört. Genau wie die Gefäße des Hauses Metia ihr Augenlicht dem Himmelsseher opferten, schenkten die Gefäße des Hauses Avera einen Arm dem Biest; im Gegenzug wurden sie zu Gebieteren des Todes, gelenkt von der Berührung des Biests. Sie waren furchterregende Schwertkämpfer, die in den vergangenen fünfhundert Jahren jeden Krieg für uns gewonnen hatten, die Erfüllungsgehilfen von Kugaras Gottheit der Zerstörung.

Das konnte nicht sein, dachte ich. Mein Vater konnte unmöglich einer von ihnen sein. Ein gläubiger Anhänger vielleicht oder eine hochrangige Wache. Man sagte, dass diejenigen, die das Biest hörten, am Ende seinem Blutdurst verfielen, und der Mann in unserer Wohnung wirkte zwar eingebildet, aber nicht wahnsinnig.

Ich sammelte mich und nickte. »Ja. Ich habe den Brief geschrieben.«

Er schien nicht besonders beeindruckt. »Richtig – der Brief. Wir müssen einen ordentlichen Tutor für dich besorgen. Pack jetzt deine Sachen; du kommst mit mir.«

»Nein, das wird sie nicht«, unterbrach ihn meine Mutter. »Alma, geh in dein Zimmer.«

Zum ersten Mal in meinem Leben war ich zwischen den Anordnungen zweier Elternteile hin- und hergerissen. Unter normalen Umständen hätte ich auf meine Mutter gehört. Immerhin kannte ich diesen Mann überhaupt nicht und war auch nicht gerade ange- tan von seinem Verhalten. Aber ich hatte ihn aus gutem Grund hierhergerufen.

»Was ist mit der Medizin für meine Mutter?«, fragte ich. »Ich habe dir geschrieben, weil wir Hilfe brauchen. Was wird nun aus ihr?«

Er grunzte bestätigend. »Sie wird die Pflege erhalten, die sie braucht, solange du deine Pflichten in unserem Haus erfüllst. Aber sie wird nicht mitkommen.«

»Sie wird nicht mit dir gehen«, sagte meine Mutter, dieses Mal fester.

»Ma«, protestierte ich. »Deine Krankheit ...«

»Spielt keine Rolle.« Sie sah mich nicht einmal an, sondern ließ stattdessen meinen Vater nicht aus den Augen, als wäre er ein gefährliches Tier, das in unserem Zuhause herumschleicht. Ihr Gesichtsausdruck war schrecklich. Sie würde es wirklich tun, wurde mir klar. Sie würde lieber sterben als das Angebot meines Vaters annehmen. »Du wirst sie nicht in dein elendes Haus bringen. Du wirst nicht einfach so ihr Leben zerstören. Das lasse ich nicht zu.«

Die Miene meines Vaters verfinsterte sich, und damit auch der ganze Raum. Eine plötzliche, unerklärliche Angst wallte in mir auf. In den kommenden Jahren gewöhnte ich mich daran, ihn zu erzürnen, aber nie würde ich dieses erste Mal vergessen, als sein Unmut greifbar wurde und schwer in der Luft lag.

»Offen gesagt«, erwiderte er, »kannst du mich nicht davon abhalten, sie mitzunehmen.«

Meine Mutter wurde rot. An ihre Brust gepresst, spürte ich, wie sie zitterte – vor Wut und der schieren Anstrengung, sich aufrecht zu halten. Sie war inzwischen so dünn, so blass.

»Ich will mitgehen«, sagte ich und beobachtete, wie ihr Gesicht in sich zusammenfiel.

Einen Moment lang konnte sie mich nur anstarren. Sie drückte die Handflächen auf mein Haar und beugte sich vor, sodass wir Auge in Auge dastanden. »Alma«, sagte sie, und ihre Stimme hätte mich fast davon überzeugt, meinen Plan aufzugeben. Ihr Klang würde mich für den Rest meiner Jahre heimsuchen. »Ich weiß ... ich weiß, dass das Leben hier bei mir nicht immer leicht für dich war. Ich weiß, dass ich dir keine großartige Mutter bin oder genug Zeit mit dir verbracht habe, und das ...«

»Daran liegt es nicht«, sagte ich panisch. Wie konnte sie so etwas nur denken?

»Aber du verstehst das nicht«, fuhr sie trotz meiner Unterbrechung unbeirrt fort. »Dein Vater – er dient einem der Vieren. Wenn du mitgehst, werden sie dein Leben einem Monster opfern.«

Ich konnte mir nicht länger selbst etwas vormachen. Ein Teil von mir hatte es schon gewusst, als ich seinen Metallarm gesehen hatte.

Ich hatte gewusst, dass ich den Mund zu voll genommen hatte.

Mein Vater zog die Augenbraue nach oben. »Solche Worte können dir als Ketzerei ausgelegt werden. Du hast Glück, dass ich mich nicht mit kleinlichen Beleidigungen aufhalte.« Er wandte sich an mich. »Ich brauche einen Erben, und du brauchst Geld. Darauf läuft es doch hinaus.«

Darauf lief es in der Tat hinaus.

Sachte löste ich mich aus den Armen meiner Mutter. Ihre Finger klammerten sich an meine Schultern, aber sie wurde schwächer, und ich konnte sie abschütteln. Ihr in die Augen zu sehen, ertrug ich jedoch nicht. Ich trat von ihr weg und stellte mich neben meinen Vater.

»Du wirst dafür sorgen, dass es ihr besser geht?«, fragte ich.

Sein Gesicht war wie aus Stein, bar jeglicher Gefühlsregung. »Meine Diener werden die Pflege, die sie braucht, sofort arrangieren. All ihre Ausgaben werden aus meinem Vermögen gedeckt.«

»Und ich muss nur mit dir gehen?«

Er zog die Augenbrauen zusammen. »Du wirst in die Familie eingeführt werden«, sagte er, »genau wie alle Kinder von Avera.«

Ich blickte auf seine Metallhand. Man brauchte kein Genie zu sein, um dahinterzukommen, was er damit meinte. *Aber ich würde lieber meinen Arm als meine Mutter verlieren*, dachte ich. Und es war so unglaublich erleichternd, zu wissen, dass jemand anderes in der Lage wäre, für sie zu sorgen. Dass ich mir nicht ganz allein den Kopf zerbrechen musste über Medizin, über unser Geld und über das Leben, das ich womöglich führen würde, wenn sie nicht mehr da war.

Ich würde mich noch lange Zeit dafür hasSEN, so empfunden zu haben.

Wieder wandte ich mich zu meiner Mutter um, die mich schweigend beobachtete. Sie sah winzig und blass und untröstlich aus. Mühsam brachte ich ein Lächeln für sie zustande.

»Alles wird gut«, sagte ich. »Ich werde dich besuchen, wenn es dir wieder gut geht.«

Und dann verließ ich sie – töricht, wie ich war.



KURZ SPÜRTE ICH ETWAS, DANN NICHTS. DAS SCHWERT MEINES Vaters war so scharf, dass ich mich vage fragte, ob es deshalb nicht wehgetan hatte. Etwas Warmes spritzte mir in den Schoß. Ich fühlte mich ein wenig benebelt, und mein Atem klang schrecklich laut in meinen Ohren. Ein Schmerz bohrte sich in meinen Arm, sickerte in die Finger – doch das ergab keinen Sinn.

Ich starrte nur.

Warum ergab es keinen Sinn?

Langsam setzte ich mich auf meine Fersen zurück, und da merkte ich, dass der Mechanismus, der mein Handgelenk gehalten

hatte, mir keinen Halt mehr gab, weil mein Handgelenk nicht mehr an mir befestigt war.

Ich hatte davor schon geweint, aber das war nichts im Vergleich zu der Panik, die mich nun packte; ich atmete hektisch, meine Schluchzer abgehackt und unkontrolliert. Ich blickte nach unten; von meinem Arm war nur noch ein Stummel übrig. Alles war nass vom Blut. Irgendwo hinter mir brüllte die Frau, die hereingeplatzt war, meinen Vater an, aber ich konnte ihre Worte nicht ausmachen. Alles drang wie durch einen Nebel zu mir, und durch diesen Nebel vernahm ich noch etwas – etwas, das klang wie ein Sirenengesang in einer trüben Nacht.

Ich blickte in den Schlund des Biests. Mein Arm, der, halb eingetaucht im flachen Wasserbecken, dagelegen hatte, versank. Eigentlich sollte dort kein Platz zum Sinken sein. Dennoch sank er tiefer und tiefer in diese vollkommen schwarze Oberfläche ein, bis er weg war. Lediglich eine Blutspur blieb auf der metallenen Lippe des Biests zurück.

An den Rändern meines Gesichtsfelds bewegte sich etwas. Nicht mehr als ein Schatten, eine Täuschung des Lichts. Trotzdem kam es näher, mit jedem Flackern der Kerze und jedem zuckenden Schatten, bis es neben mir kauerte. Eine dunkle Masse, von der jeder Zentimeter meines Seins wusste, dass sie nicht in diese Welt gehörte.

Schwach, wie aus weiter Ferne, konnte ich immer noch hören, wie mein Vater und diese Frau stritten. Ich hatte das ausgeprägte Gefühl, dass dieses Wesen nur in meinem Kopf existierte – eine Verzerrung meiner Sicht. Inzwischen hatte ich solche Angst, dass die Tränen versiegt waren. Ich konnte kaum einen Laut von mir geben, auch wenn ich verzweifelt um Hilfe rufen wollte. Wer würde mir helfen? Wer konnte mir gegen ein solches Ding helfen?

Es beugte sich vor, als wolle es mich untersuchen, sich mein Gesicht einprägen. Ich hatte das Gefühl, es würde lächeln. Mit dem nächsten Aufflackern von Licht war es verschwunden, und ich wusste, dass mein Leben nie wieder dasselbe wäre.



KAPITEL

3

Obwohl es keinerlei Pomp und Zeremonien gab, was – wie ich später erfuhr – normalerweise mit diesem Ritual einhergeht, hatte das Dread Beast mein Fleischopfer angenommen. Mein Vater teilte mir mit, dass ich in einem Gästehaus abseits des Hauptanwesens meine eigenen Räume bekäme und es mir gestattet wäre, die nächsten paar Tage im Bett zu bleiben und mich zu erholen.

Nichts davon war von Bedeutung, als ich aus dem Tempel geführt wurde. Mein Arm war ab. Mein Bauch fühlte sich hohl an. Ich hatte etwas verloren – etwas, das wichtiger war als ein Glied, fürchtete ich, denn die Schatten selbst beobachteten mich jetzt. Ein Heiler wurde zu mir gebracht; ich bekam ein Beruhigungsmittel, und als ich wieder aufwachte, war lose Haut über meinen Armstumpf genäht und ordentlich verschnürt worden wie eine Schweinsroulade, die zum Abendessen gebraten wird.

»Glückwunsch«, sagte der Heiler herzlich, während er Flüssigkeit von der Naht wischte. »Du bist eine sehr glückliche junge Dame, weil du vom Dread Beast auserwählt wurdest.«

Am liebsten hätte ich geschrien, aber es war schon mühsam genug, die Augen wieder zu schließen.

Der Schmerz, der sich in meinen Arm grub, wurde mit der Zeit tiefer, bis es keinen wachen Moment mehr gab, in dem ich frei war von seinem unbarmherzigen Pulsieren. Manchmal schien er bis hinunter in meine Fingerspitzen auszustrahlen, und dann blickte ich hinab, verzweifelt hoffend, nur um dann wieder zu erschrecken, weil sie fehlten. Als die schreckliche Überraschung nachließ, schwand auch die Energie aus meinem Körper.

Ich schlief, doch meine Träume waren ruhelos und voller Schatten. Wann immer ich aus meinem erschöpften Schlummer erwachte, sah ich mich in den neuen Zimmern um, die mein Vater mir zugeteilt hatte. Durch den Schmerz und die Medizin, die ich dagegen bekam, fiel es mir schwer, mich zu konzentrieren, und manchmal dachte ich, ich könnte Dinge sehen, die sich im Dunkeln bewegten. Dann zog ich mir die Laken über den Kopf und presste die Augen zu, bis mich der Schlaf wieder übermannte.

Tage vergingen. Als meine Verbände beim Wechseln nicht mehr rot waren, kam mich mein Vater besuchen.

»Der Antezedent wünscht, dich zu sehen«, teilte er mir mit.
»Zieh dich an.«

Ich hatte keine Zeit, Fragen zu stellen, ehe ein schwarz gekleideter Diener hereingerauscht kam, bereit, mir in meine Kleidung zu helfen, die eindeutig nicht aus dem verbeulten kleinen Koffer stammte, den ich von zu Hause mitgebracht hatte. Es war seltsam, wenn einem jemand bei so etwas Grundlegendem wie dem Anziehen half, doch schon bald merkte ich, dass es notwendig war. Meine Bewegungen waren aus dem Gleichgewicht, und meine übrig gebliebene Hand schlug sinnlos um sich, als hätte sie vergessen, ohne ihr Gegenstück zu funktionieren.

»Heb den Kopf«, wies mich der Diener leise an; er hielt ein Kleid hoch, damit ich es mir überziehen konnte. Ich tat es und merkte, dass ich schwankte – selbst diese einfache Bewegung forderte ihren Tribut.

Mein Vater scherte sich nicht um meine Mühsal. Aus schmalen Augen musterte er mich kühl, während ich in Schichten schweren schwarzen Stoffs gehüllt wurde, als wäre selbst das ein Test, den ich nicht bestand. Offenbar erwartete er, dass ich mich bereits an meine neue Realität als Amputierte gewöhnt hätte.

Die Anwesenheit meiner Mutter hatte stets Geborgenheit ausgestrahlt. Die meines Vaters dagegen Effizienz.

Sobald ich in meinen neuen Sachen steckte – ein knielanges Kleid mit hohem Kragen, das vorne mit Knoten geschlossen wurde, dazu eine weiße Strumpfhose und saubere schwarze Schuhe –, bedeutete er mir, ihm zu folgen. Mein leerer linker Ärmel wehte hinter mir her wie ein Schattenfetzen. Meine Schritte waren ungleichmäßig, als wüsste mein Körper, dass etwas fehlte, als würde er versuchen dahinterzukommen, wie er das ausgleichen sollte. Mein Vater gab einen unwirschen Laut von sich, als ich vom Gästehaus auf den Steinpfad hinausstolperte, wo die frische Bergluft über viele Morgen unberührtes Gras wehte und sofort meine Röcke zerknitterte.

»Du hast einen schwachen Körperbau«, sagte er. »Hast du denn ordentlich gegessen? Vom Biest als Gefäß ausgewählt zu werden, ist eine Ehre, und du musst deinen Körper mit dem Respekt behandeln, der ihm jetzt gebührt.«

In seinem Tonfall lag kein Mitgefühl für die Tortur, die ich durchgemacht hatte. Es war mehr als deutlich, dass er es gar nicht als Tortur betrachtete. Eher als einen Segen.

»Ich will meine Mutter sehen«, sagte ich. »Wann kann ich nach Hause gehen?«

»Du bist zu Hause«, schärfte er mir wieder ein. »Eine Tochter des Hauses Avera gehört hierher. Ich habe einen Heiler zu deiner Mutter gesandt, deshalb erwarte ich von dir, dass du deine Ausbildung ohne weitere Ablenkungen aufnimmst.«

Das ließ mich mein Unbehagen vorübergehend beiseiteschieben. Zum ersten Mal seit Tagen fühlte ich mich wach. »Wirklich? Wie geht es ihr? Ist sie in Ordnung?«

»Es geht ihr gut.«

»Wir haben einen Brief an eine Arztschule in der Hauptstadt geschrieben«, fuhr ich fort. »Sie erforschen dort ihre Krankheit und kennen Leute, die Arznei für sie herstellen können. Der Arzt in Merey hat mir gesagt, dass das ihre beste Chance sei.«

Verärgert kräuselte mein Vater die Lippen. »Man kümmert sich darum. Ich werde dafür sorgen, dass sie alles bekommt, was sie braucht, damit ihr Zustand unter Kontrolle bleibt.«

»Ich will mit ihr sprechen.«

Die Metallfinger seiner linken Hand krümmten sich. »Sei nicht albern. Du bist gerade erst hierhergekommen, du kannst noch kein Heimweh haben. Und jetzt beeil dich. Der Antezedent wartet.«



ICH HATTE MIR IMMER VORGESTELLT, DASS DAS GEFÄSS EINES Gottes an einem vornehmen Ort wohnte, aber erst als ich durch die scheinbar endlosen Flure aus dunklem Holz geführt wurde, merkte ich, wie herrschaftlich Avera tatsächlich war. Es war etwas völlig anderes als das Leben, das ich bisher gekannt hatte. Eine vollkommen neue Welt, in der ich mich schon bald verloren fühlte angesichts all der verzierten Treppen, hohen Decken und der Wandteppiche, die so groß waren, dass sie den gesamten Boden meines alten Zuhauses hätten bedecken können. Bei vielen davon fiel es mir schwer, sie anzusehen, denn sie zeigten das Biest, in Schatten gehüllt und in Blut getränkt. Als wir schließlich durch einen Innenhof gingen, war ich dankbar für die Morgensonne.

Wir durchquerten die letzten drei Gebäude, jedes davon imposanter als der größte Tempel in Merey, und penibel kultivierte Gärten, die von Dienern in schwarzen Roben gepflegt wurden, die sich tief verneigten, als sich mein Vater näherte. Wachen in schimmernder schwarzer Rüstung salutierten ihm von ihren Stellungen. Als wir weiterliefen, öffnete sich die Wand aus dunklen Bäumen, die das Anwesen säumten, und gab den Blick frei auf ein Städtchen,

das sich an den Fuß des Berges schmiegte, auf dem wir uns befanden. Spitze Dächer in dunklen Farben standen in ordentlichen, strengen Reihen – so anders als das baufällige Durcheinander, in dem ich aufgewachsen war.

Mein Vater bläute mir ein, was ich tun sollte, um ihn nicht vor seiner Familie in Verlegenheit zu bringen, aber ich konnte kaum aufhören zu staunen, um ihm zuzuhören. »Der Antezedent ist das älteste Mitglied des Hauses Avera«, erklärte er. »Seit vielen Jahren wacht er über unsere Angelegenheiten. Er ist dein Urgroßonkel, aber aus Respekt wirst du ihn nur mit seinem Titel ansprechen. Du wirst dich als Alma Avera vorstellen, das heißt, du wirst meinen Namen benutzen und nicht den deiner Mutter.«

Die Aussicht auf die Stadt dort unten verschwand, als wir durch ein weiteres stattliches Eingangstor schritten und in einen Saal traten, der größer war als alle bisherigen. Diener mit Tablett und Armen voller Tischwäsche drückten sich an die Wand und verbeugten sich, als wir vorübergingen. Unsere Schritte hallten auf den gebohnerten Böden – die meines Vaters schwer und zackig, meine schüchtern und verhalten, weil ich versuchte, mich so klein wie möglich zu machen und leise zu sein.

Vor einer großen Doppeltür blieben wir stehen, sie war verziert mit Schnitzereien unzähliger monströser Hände, die jeweils ein Schwert hielten.

»Halt dich gerade«, wies mich mein Vater an. »Und rück deinen Kragen zurecht. Sprich nur, wenn du gefragt wirst.«

Die Tür ging auf, ehe er danach greifen konnte. Eine Frau trat heraus, um ihn zu empfangen, und brachte den Duft von Jasmin mit. Ihr goldenes Haar war zu perfekten Löckchen frisiert und ihre Haltung tadellos. Sogar die Falten ihres Kleides fielen mit einem lieblichen Rascheln an ihren Platz zu ihren Füßen, als sie vor uns stehen blieb.

»Ah«, sagte mein Vater. »Alma, das ist meine Frau Euphina.«

Natürlich hatte ich gewusst, dass meine Mutter »die andere« gewesen war. Aber nichts hatte mich auf den schieren Hass vorbe-

reiten können, mit dem mich die rechtmäßige Gattin meines Vaters nun musterte.

»Du wirst sie doch sicher nicht mit uns am Tisch sitzen lassen«, sagte Euphina, die sich nicht einmal die Mühe gab, so zu tun, als würde sie nicht mich damit meinen.

»Der Antezedent hat sie gerufen«, sagte mein Vater.

»Sie gehört nicht hierher.«

»Mein Blut fließt in ihren Adern. Sie ist eine von uns.«

Euphinas Knöchel wurden weiß, als sich ihre Hände gegenseitig umklammerten. »Ich kann nicht glauben, dass du mir das antust. Nach allem, was ich für dich ertragen habe, nach allem, was ich für dieses Haus aufgegeben habe. Unser Sohn ...«

»Du würdest die Entscheidung des Biests zurückweisen?«, unterbrach sie mein Vater kalt. »Dann kannst du selbst in den Tempel gehen und es darum anflehen. Du wirst sehen, wie sehr es sich um deine Argumente schert, und hinterher kannst du mir dann sagen, dass ich mich geirrt habe.«

Euphina antwortete nicht, doch ihre bemalten Lippen bebten.

Mein Vater gab ein verächtliches Geräusch von sich. »Diese Konversation führen wir nicht noch mal. Lass uns jetzt vorbei.«

Sie sah mich aus kalten, wütenden Augen an. Ich glaube, sie hätte mich auf den Steinboden geschleudert, wäre mein Vater nicht in stummer Warnung vorgetreten. Dann wandte sie den Blick ab, fegte in einer Wolke aus Parfüm und makellos geschneiderter Seide an uns vorbei und verschwand in einem Korridor.

Völlig unbeeindruckt stieß mein Vater die hölzernen Türflügel auf.

Durch großflächige Fenster, die den Blick auf die eindrucksvolle Berglandschaft freigaben, ergoss sich eisiges Tageslicht auf den Boden. Der Saal war größer als mein Gästehaus, an den Wänden hingen in goldenen Rahmen prachtvolle Gemälde, die das Anwesen zeigten. In der Mitte stand eine riesige Tafel, umgeben von Stühlen mit so raffinierten Schnitzereien, dass sie den Händen des Kunsthandwerkers bestimmt Qualen bereitet hatten.

»Ist das Zander?«, drang eine trillernde Stimme von drinnen heraus. »Wird auch verdammt Zeit, der Tee wird kalt. Hast du mir deinen Bastard zur Inspektion mitgebracht?«

Ich wurde weiter hineingeführt. Am Kopfende der Tafel saß ein Mann, der einer Walnuss ähnelte. Sein kahler Kopf war klein und runzlig vom Alter, er trug einen Mantel mit schweren Goldstickereien und schwarzen Perlen, die in der Sonne des späten Vormittags glänzten. Unter dieser feinen äußeren Schicht entdeckte ich einen himmelblauen Seidenpyjama.

An seiner Seite stand die Frau mit dem komplizierten Dutt, die im Tempel versucht hatte, meinen Vater aufzuhalten. Ihre dunkelroten Lippen verzogen sich angewidert, während sie mich gemächlich von Kopf bis Fuß musterte.

Der alte Mann fuchtelte bei meinem Anblick mit einer silbernen Gabel herum. »Da ist sie ja! Zanders Bastard. Tritt näher, Mädchen, und sage mir deinen Namen.«

Mir fielen die Anweisungen meines Vaters wieder ein, und ich näherte mich langsam dem Tisch. Unwillkürlich starrte ich auf die feinen Speisen, die darauf standen – Platten mit üppigem, fettigem Fleisch, glänzende Brötchen, hübsche Porzellanschüsseln mit Früchten, die zu Blumen geschnitzt waren. Das war mehr Essen, als ich in meinem ganzen Leben auf einem Tisch gesehen habe, und das alles nur zum Frühstück.

Ich riss den Blick davon los und sagte mit bebender Stimme: »Ich bin Alma.« Mehr konnte ich nicht sagen. Ich wollte mich nicht als Alma Avera vorstellen. Deshalb verstummte ich, scharrte in dem erwartungsvollen Schweigen verlegen mit den Füßen.

Der alte Mann – der Antezedent – sah mich mit zusammengekniffenen Augen durch seine goldene Brille an. »Alma? Hmm. Guter Knochenbau. Keine offensichtlichen äußeren Mängel. Dunkler Teint – zweifellos hat sie zu viel Zeit in der Sonne verbracht. Ich nehme an, du hast bereits deine eigene Begutachtung vorgenommen, Zander.«

»In der Tat.«

»Du warst übereifrig, würde ich sagen.« Der alte Mann gab einen missbilligenden Ton von sich. »Einfach so davonzueilen, ohne ein Wort zu uns oder zu Euphina.«

»Es ist eine Schande«, warf die Frau ein. »Er hat sich von seinem Ehrgeiz blenden und allen Anstand fallen lassen.«

»Um des Hauses Avera willen hielt ich es für weise, einen Erben zu sichern«, erwiderte mein Vater ruhig. »Ich verstehe nicht, weshalb Darantha dagegen ist.«

Darantha brodelte. Von Nahem bemerkte ich, dass mich etwas an ihrer hellblauen Augenfarbe irritierte. »Wir wissen alle, weshalb du das tust, Zander«, fuhr sie ihn an. »Du willst den Titel der Ersten Hand für dich selbst haben. Nun, das wird nicht geschehen. Der fallende Stern erreicht uns erst in acht Jahren, und bis dahin wird Kaim alt genug sein, um Maximus' Platz einzunehmen.«

Verwirrt blickte ich zu meinem Vater. Jeder in Kugara wusste von den fallenden Sternen, denn jeder Ältere Gott war früher ein Stern. Wann immer einer auf unsere Welt herabsank, öffnete sich ein Tor in ihren Herrschaftsbereich. Das Stadtvolk sang Lieder über solche Ereignisse, und ich hatte Abbildungen davon in den Buntglasfenstern der Tempel in Merey entdeckt. Aber ich verstand nicht, weshalb das irgendetwas mit mir zu tun haben sollte.

Ich blickte zu meinem Vater, doch er sah mich nicht an.

»Wenn du so überzeugt davon bist, dann verstehe ich deine Sorge nicht«, antwortete er Darantha leichthin.

»Du hinterhältiger ...«

»Ein Erbe«, sinnierte der Antezedent. Er spießte ein Wachtelei mit der Gabel auf und steckte es sich in den Mund. »Ja, es ist immer gut, das Blut sicherzustellen. Mädchen, sag mir doch, woher du kommst.«

Ich hätte fast einen Satz gemacht vor Überraschung, schon wieder direkt angesprochen zu werden. »Aus Merey.«

»Merey!«, gluckste der Antezedent. »Das befindet sich im Herrschaftsbereich von Haus Metia. Darüber freust du dich bestimmt, Darantha.«

Darantha hätte nicht weniger erfreut aussehen können, selbst wenn sie es versucht hätte. Ihr zorniger Blick landete auf mir, und mit einem Schlag ging mir auf, dass eines ihrer Augen nicht echt war. Die Farbe war einen Hauch zu strahlend, die Iris ein winziges bisschen falsch ausgerichtet. Man hatte ihr wohl ein Auge herausgenommen, aber nicht zurückgegeben, was bedeutete, dass sie eine Nachfahrin der Gefäße des Himmelssehers war. Eine, die den Anforderungen nicht genügt hatte. Mir wurde bewusst, dass ich sie angaffte, und wollte wegschauen, um nicht unhöflich zu wirken – doch es war zu spät.

»Was glotzt du so, Mädchen?«, zischte sie.

»Aber, aber, Darantha«, beschwichtigte sie der Antezedent. Er lächelte mich an. »Dann hast du bisher wohl dem Himmelsseher gehuldigt, hmm?«

Ich scharrte mit den Füßen, fühlte mich plötzlich noch kleiner als bisher. »Nein, Sir.«

»Dann der Lady? Oder, die Sterne mögen uns davor bewahren, diesem verdammten Tüftler und seinen Dingen?«

»Nein, Sir.«

»Dann etwa unserem großen Zerstörer, unserem dunklen Jäger vielleicht?«

Ich schluckte. »Nein, Sir«, sagte ich abermals.

Hinter dieser goldenen Brille wurden seine Augen schmal. »Wie seltsam.«

»Seht ihr?«, fauchte Darantha. »Sie gehört nicht hierher.«

»Ganz im Gegenteil«, warf mein Vater sanft ein. »Ihre Mutter mag sie davon abgehalten haben, jemandem zu huldigen, doch das bedeutet nur, dass sie nun die Freiheit hat, sich dem Biest zu widmen. Tatsächlich könnte dies von vornherein der Plan des Dread Beasts gewesen sein.«

»Ja«, sagte der Antezedent langsam, ohne den Blick von mir abzuwenden. »Ja, das Biest muss es gewusst haben.« Er wischte sich mit einer bestickten Serviette den Mund ab. Da sah ich, dass seine linke Hand aus Metall bestand wie die meines Vaters – doch an-

ders als die meines Vaters war sie aus purem Gold. »Sehr gut. Sobald sich das Mädchen erholt hat, sollten wir sie ebenfalls mit einer Hand ausstatten. Das Biest hat sich entschieden, ihr ihre zu nehmen, und sein Wort ist endgültig.«

Darantha bebte vor Zorn. »Ich werde ihre Anwesenheit nicht dulden, und Euphina ebenso wenig. Ihr wisst, wie sehr sie das vor den Kopf stößt!«

Der alte Mann schnaubte. »Euphina braucht sie nicht zu sehen, und du auch nicht. Immerhin ist das Mädchen ein Bastard. Sie wird ihre Mahlzeiten separat einnehmen und weiterhin im Gästehaus wohnen. Dafür wird Zander sorgen – nicht wahr, Zander?«

»Gewiss«, erwiderte mein Vater und beugte pflichtschuldig den Kopf.

»Oh, aber ich freue mich sehr, dass ein weiteres Gefäß unter uns ist«, sagte der alte Mann. Mit seinen goldenen Fingern machte er eine herablassende Geste. »Bring sie nun weg. Wir müssen noch unser Frühstück beenden!«

Wieder drückte mir jemand die Hand auf die Schulter, und ich erschrak. Mein Vater wollte mich bereits hinausbegleiten. Also ließ ich mich aus dem Speisesaal führen, während sich der Antezedent und seine brodelnden Tischgenossinnen wieder ihrem Frühstück zuwandten. Es missfiel mir, dass ich weggebracht wurde, um wie ein schmutziges Geheimnis verwahrt zu werden, aber ich war froh, von ihnen wegzukommen.



NUN, DA ICH VOM PATRIARCHEN DES HAUSES AVERA OFFIZIELL akzeptiert worden war, setzte mich mein Vater umgehend ins Bild, welche Rolle ich zu spielen hatte, während wir in die kühle Bergluft hinaustraten und uns zu unserem nächsten Ziel aufmachten.

»Ein Glück, dass ich dich nun, da du noch jung bist, gefunden habe«, sagte er, als wäre es sein Verdienst, mich entdeckt zu haben. »So haben wir acht Jahre Zeit, um dich vorzubereiten.«

»Vorzubereiten?«, hakte ich nach.

Er warf mir einen ungläubigen Blick zu. »Du weißt doch bestimmt von der Pilgerschaft. Vom Schattentor und unserer Pflicht ihm gegenüber. Du hast in Metia gelebt, Himmel noch mal.«

Trotz der Bemühungen meiner Mutter, uns von den Vieren fernzuhalten, hatte ich von den Pilgerschaften gehört. Sobald sich das Tor zwischen den Welten öffnete, reisten die Gefäße der Älteren Götter in die Schattenebene, die Schwelle zwischen den Wirklichkeiten, wo sich die finstersten Schrecken, die sich Menschen nur ausdenken konnten, zusammenbrauten und nach dem Verstand Sterblicher hungerten. Es war die Art von Geschichte, von der ich vermutete, dass sie die Menschen aus Angst zum Glauben drängen sollte.

»Du willst mich auf eine Pilgerfahrt mitnehmen?«, fragte ich erschrocken. Das war eine Aufgabe, die für göttliche Gefäße gemacht war – nicht für hilflose Mädchen wie mich. Ich konnte mir kaum die Schatten in meinem Zimmer ansehen, ohne zusammenzuzucken. Was sollte ich gegen wahrhafte Schrecken ausrichten?

»Das ist deine Pflicht und eine große Ehre für dich«, sagte mein Vater. »Wenn ein Stern auf Kugara fällt, bringt er Gewalten jenseits allen menschlichen Begreifens mit sich. Wir können nicht zulassen, dass so etwas in der Schattenebene sitzt und schwärt.«

»Warum nicht?«

Er sah mich an, als wäre ich dumm. »Weil eine solche Macht vernichtend wäre, wenn sie in die falschen Hände gerät. Es gibt Menschen, ganze Organisationen, die ohne Weiteres einen gefallenen Stern anbeten würden, in der Hoffnung, mit dessen Macht gesegnet zu werden. Wenn sie damit Erfolg haben, könnten wir plötzlich einen weiteren Älteren Gott haben, der die Vier bedroht.« Er schüttelte den Kopf. »Selbst wenn man ihn vollkommen in Ruhe ließe, würde die Macht eines Sterns Chaos und Verwüstung auf der Schattenebene anrichten, die sich, wie ich dich vielleicht erinnern darf, direkt über der Hauptstadt befindet. Das ganze Fundament Kugaras würde in Gefahr schweben. Wir sind das einzige

Land der Welt, das ein Eingangstor zum Göttlichen besitzt, und das müssen wir sorgfältig bewachen.«

Entsetzt von der Vorstellung einer solch monumentalen Aufgabe, antwortete ich etwas zögerlich. »Dann willst du also, dass wir durch das Tor gehen und den Stern da drin töten?«

Das Gesicht meines Vaters nahm einen selbstgefälligen Ausdruck an. »Welcher Pilger auch immer Kugara den Dienst erweist, eine solche Bedrohung zu tilgen, bringt seinem Haus Ruhm. Mein Bruder, Maximus, ging als Sieger aus der letzten Pilgerschaft hervor; dieses Mal will ich derjenige sein.«

Es war ein Spektakel, heraufbeschworen für die Menschen von Kugara, damit sie Zeuge wurden für die Macht der göttlichen Wesen, zu denen sie beteten. Mein Vater erklärte, dass ich Teil seines Gefolges werden würde, wenn die Zeit käme. Ein Älterer Gott zehrt von zwei Dingen: von der Anbetung und von Ichor, dem Herzblut der Dinge aus dem Himmel. Wenn ich auf den Dienst meines Vaters eingeschworen würde, würden sämtliche Ungeheuer, die ich auf der Schattenebene abschlachtete, seine Macht als Gefäß des Biests stärken. Macht, die er brauchen würde, um ein Gestirn, das direkt vom Himmel käme, zu besiegen. Und als stolze Mitglieder des Hauses Avera durften wir dabei nicht von irgendeinem der anderen Häuser übertroffen werden.

»Dadurch erhalte ich die Chance, die Stellung der Ersten Hand von meinem Bruder zu übernehmen«, sagte mein Vater, wobei sich sein Gesicht widerwillig verzog. »Maximus ist nicht geeignet, uns am Hof zu vertreten. Sein Bezug zur Realität wird Jahr um Jahr schwächer. Doch obwohl ihm das voll und ganz bewusst ist, erkennt er seinen jungen Sohn zum Erben, weil Darantha nichts anderes duldet.«

»Warum will sie nicht, dass du Erste Hand wirst?«, fragte ich. Wenn mein Vater jetzt sofort haben könnte, was er wollte, würde er mich nicht brauchen, und ich könnte nach Hause gehen.

»Weil sie eine skrupellose Harpyie ist.« Mein Vater schnaubte. »Sie ist die jüngste Schwester von Lord Carnus, dem derzeitigen

Anführer von Haus Metia. Der Antezedent glaubt, dass ihre Heirat mit Maximus eine gute Partie ist; ich glaube, er ist ein Narr, weil er ihre Durchtriebenheit nicht durchschaut. Sie hat unser Haus schon viel zu sehr im Griff. Unter ihrer Aufsicht wird Maximus noch in vielen Jahre nicht zurücktreten, und der Hof lässt es zu, weil sie nur ein Werkzeug ohne Verstand wollen, das zum Einsatz kommt, wo immer sie es für geeignet halten, anstatt eines tüchtigen Anführers. Es ist eine Schande. Wir stellen eine Bedrohung für Darantha dar, und das weiß sie. Ich habe vor, die Veränderung zu sein, die das Haus Avera braucht.«

Inzwischen wusste ich, dass mein Vater ein selbstgefälliger Mann war, und würde ihn lieber nicht in irgendeiner Machtposition sehen. Doch solange er meine Mutter am Leben hielt, würde ich tun, was er von mir verlangte. Meine Rolle in der Zeit der Pilgerschaft würde zu seinem Ansehen beitragen; meine Existenz war der Beweis, dass sein Blut stark war, dass er für die Position, die er beehrte, geeignet war.

Vor einer weiteren verzierten Tür blieben wir stehen. »Du wirst natürlich lernen, mit dem Schwert umzugehen, aber wenn du mich repräsentieren sollst, musst du auch eine Ausbildung erhalten, die sich für eine junge Frau deines Standes geziemt.«

Der Raum war luftig und hell, die Morgensonne schien durch die hohen, schmalen Fenster. Eine elegante grüne Tapete und Regale voller Bücher, die sich wahllos stapelten, verliehen dem Zimmer eine Wärme, die der Rest des Anwesens schmerzlich vermissen ließ. Ein paar Pulte standen herum, alle aus schwerem Holz, doch nur zwei von ihnen waren besetzt.

Es war ein Klassenzimmer. Ich hatte nie eins von innen gesehen, aber meine Mutter hatte sie mir beschrieben. Plötzlich war mein Interesse geweckt, und ich sah mich um. Das Pult vorne im Raum war größer als die anderen, ein Mann



mittleren Alters in einem maßgeschneiderten Anzug und mit Brille stolperte davon weg, um sich bei unserem Eintreten vor meinem Vater zu verbeugen.

»Lord Zander«, sagte er mit zitternder Stimme. »Was ... was für eine angenehme Überraschung! Wir haben Euren Besuch gar nicht erwartet.«

»Master Vuong«, grüßte mein Vater ihn, bevor er mir bedeutete, vorzutreten. »Das ist meine Tochter Alma. Sie ist gerade erst in Avera angekommen und braucht Ihre hervorragende Unterweisung.«

Master Vuong fummelte an seiner Brille herum. »Ah. Eure Tochter, ja. Ich habe die Neuigkeiten gehört. Was für ein Glück, dass ein weiteres Gefäß für das Biest gefunden wurde! Auch wenn ich fürchte, dass ich gänzlich unvorbereitet bin, da mich der Antezedent nicht davon unterrichtet hat, dass wir eine neue Schülerin bekommen würden ...«

»Ich bin mir sicher, Sie lassen sich etwas einfallen«, sagte mein Vater. Dann wandte er sich an mich. »Ich erwarte, dass du dich besonders anstrengst, um dein mangelndes Wissen aufzuholen.«

Ich brodelte. »Ich kann lesen«, sagte ich. »Ich hatte Unterricht.«

»Zweifellos wirst du sowohl Master Vuong als auch mich beeindrucken«, erwiderte er in einem Tonfall, der deutlich implizierte, dass er mit nichts dergleichen rechnete. »Steh aufrecht. Ich werde dich jetzt deinem Cousin vorstellen.«

Ich blickte zu den besetzten Pulten hinüber, und plötzlich befiel mich Schüchternheit. In meiner einsamen Kindheit hatte ich mich immer gefragt, wie es wäre, wenn ich Geschwister oder Cousins und Cousinen hätte. Bisher schien sich meine neue Familie eher nichts aus mir zu machen, aber vielleicht war jemand in meinem Alter toleranter.

Vor mir saßen zwei Jungs. Einer von ihnen war schlanker, seine Haut war einen Hauch dunkler als meine, und sein kastanienbraunes Haar musste dringend mal geschnitten werden. Eins seiner Augen war haselnussbraun, das andere schiefergrau mit tiefen Nar-

ben um die Augenhöhle, als hätte man es ans Feuer gehalten. Als sich unsere Blicke trafen, lächelte er nicht direkt, aber es zuckte um seinen Mund, was sich freundlich anfühlte.

Der Junge neben ihm hatte blasse Haut und rabenschwarzes Haar. Seine linke Hand war vollkommen reglos, erstarrt beim Umblättern einer Seite; seine rechte ruhte auf dem Pult und bestand aus schwarzem Metall wie die meines Vaters. Er mochte wohl ein, zwei Jahre älter sein als ich, und er wäre sehr gut aussehend gewesen – markante Gesichtszüge, angenehme Symmetrie –, wenn er mich nicht absolut hasserfüllt angesehen hätte. Er hatte die Augenbrauen nach unten gedrückt und die dunkelgrauen Augen verengt, als könnte er mir Löcher in die Haut brennen, wenn er sich nur genug anstrengte.

Meine Hoffnung auf Freundschaft schwand rasch.

»Das«, sagte mein Vater, »ist Kaim, der Sohn deines Onkels Maximus. Wie du wurde auch er vom Biest auserwählt. Ich hoffe, dass sich zwischen euch ein gesunder Konkurrenzkampf entwickelt.«

»Hallo«, sagte ich zaghaft.

Kaim reagierte nicht.

Meinen Vater schien das nicht zu kümmern, er legte ein wenig den Kopf schief, um den anderen Jungen zu mustern. Dieser sah nicht aus wie ein Avera. Mir fiel auf, dass er ein schlichtes schwarzes Gewand trug wie die Diener, die ich auf dem Anwesen gesehen hatte, während mein Cousin ein weißes Hemd, eine vernünftige Hose und eine raffiniert bestickte Weste trug.

»Du musst der neue Helfer sein«, sagte mein Vater, und die Skepsis in seiner Stimme überraschte mich. »Ich glaube, ich kenne deinen Namen noch gar nicht.«

Der Junge klappte den Mund auf, um zu antworten, doch ehe er dazu kam, hatte es Kaim bereits für ihn erledigt.

»Er heißt Fion«, blaffte er. »Er ist letzten Monat hierhergekommen.«

Einen Moment lang glaubte ich zu sehen, wie Fion seine nicht zusammenpassenden Augen verdrehte.

»Ah«, machte mein Vater milde. »Dann bist du bestimmt froh, dass du nun Beistand hast, Kaim.«

Dessen Blick wurde noch finsterer, seine Lippen wurden schmal, als würde er sich eine scharfe Antwort verkneifen.

»Nun!«, sagte Master Vuong mit zittriger Stimme. »Wie wundervoll. Wir freuen uns sehr, dich in der Klasse zu haben, Alma.«

Es war klar, dass er nicht aus Freude über meine Anwesenheit auf das freie Pult neben Kaim deutete, sondern aus Angst vor meinem Vater.

Mein Vater beobachtete das erfreut. »Ich erwarte, dass sie eine Ausbildung erhält, die einer Avera angemessen ist, Master Vuong. Sie muss versiert und intelligent sein. Alma – enttäusch mich nicht. Ich komme dich abholen, wenn der Unterricht vorbei ist.«

Dann ging er, die Tür fiel mit leiser Endgültigkeit hinter ihm zu. Ich ging zu dem Pult, das mir zugewiesen worden war, und fühlte mich ein wenig, als würde ich mich einem wilden Tier nähern. Und tatsächlich – als ich näher kam, war es mit Kaims Toleranz vorbei; er stand auf, wobei sein Stuhl geräuschvoll über den Boden schabte.

»Master Vuong«, sagte er, »ich glaube nicht, dass meine Cousine hier sein sollte.«

»Junger Master Kaim«, erwiderte Master Vuong, der eindeutig um eine Atempause flehte, »Euer Onkel Zander hat mich darum gebeten, sie zu unterweisen.«

»Er ist ein narzisstischer Kretin«, antwortete Kaim leichthin. »Mutter hat Sie angestellt, um mich, den einzigen Erben des Hauses Avera, zu unterrichten und nicht« – an dieser Stelle sah er mich an, als wäre ich ein Vogelschiss auf seiner Schulter – »einen der Fehler meines Onkels.«

Der nächste Atemzug stockte mir schmerzhaft in der Brust. Man hatte mich schon vieles genannt, aber *Fehler* traf zu sehr ins Schwarze. Die beiläufige Grausamkeit ließ mich erstarren, sodass ich diesem schrecklichen Jungen nichts Schlagfertiges antworten konnte, auch wenn ich es gern gewollt hätte.

»Master Kaim!«, rief der Lehrer. »Das war sehr unhöflich. Ihr wurdet beide vom Dread Beast auserwählt, deshalb solltet Ihr lernen, miteinander auszukommen ...«

»Nein. Ich habe jede Minute jedes einzelnen Tages trainiert und studiert, um der Beste des Hauses Avera zu sein. Vergleichen Sie mich nicht mit diesem Pack, das mein Onkel hier hereingeschleppt hat.« Hochnäsig sah er mich an. »Bis letzte Woche wusste sie noch nicht mal, dass sie Onkel Zanders Tochter ist. Wahrscheinlich weiß sie überhaupt nichts über unser Haus.«

»Euer Haus ist das Haus des Biests«, sagte ich, als ich meine Stimme endlich wiederfand. Kaim erinnerte mich an diesen Jungen damals in Merey, dem ich den Arm gebrochen hatte. Beide hielten sich für etwas Besseres als mich, weil ich nur von meiner Mutter erzogen wurde. Angesichts einer solchen Beleidigung würde ich nicht schweigen. »Ihr seid die Beschützer Kugaras und tüchtige Schwertkämpfer. Und mach dir keine Sorgen – ich hatte auch nicht vor, mich mit dir anzufreunden.« Jetzt nicht mehr, zumindest.

Er zog die Lippen zurück. »Du traust dich was ...«

»Man sollte nur jemanden herausfordern, wenn man genug in der Hinterhand hat, Master Kaim«, tadelte Master Vuong sanft. »Vielleicht könnt Ihr für uns Licht in die Geschichte des Hauses Avera bringen.«

Kaim erkannte dies eindeutig als Ablenkung, schien jedoch zu stolz zu sein, sich der Aufgabe zu entziehen. Er warf mir einen letzten missbilligenden Blick zu, ehe er sich straffte, das Gesicht geradeaus, die Haltung aufrecht – das Bild des Musterschülers. »Unser ruhmreiches Zeitalter Älterer Göttlichkeit begann vor fünfhundertzweiundsiebzig Jahren mit der Absetzung von Symbele II.«, begann er laut und deutlich. »Sie wurde auch als die Despotische Königin bezeichnet, weil sie eine grausame Herrschaft ausübte, unter der das Volk viele Jahre lang litt. Man glaubt, dass sie Tausende ihrer Untertanen ritualisierten Folterungen und Tötungen unterzog, um den Schleier zwischen den Welten aufzureißen und die Älteren Gottheiten zu enthüllen. Doch anstatt ihnen

zu huldigen, wollte sie eine von ihnen werden. Sie wollte sich selbst in eine Göttin verwandeln und ging dabei so weit – zumindest sagen das einige Gelehrte –, dass sie sich zu ihnen legte.«

Mein Gesicht brannte, als ich diese Worte hörte. Anzudeuten, dass eine Sterbliche bei einem Gott liegen könnte – so etwas hatte ich ja noch nie gehört. Halb rechnete ich damit, dass er auf der Stelle von göttlichen Mächten niedergestreckt würde, aber alles, was passierte, war, dass Master Vuong »Kaim!« krächzte.

»So stand es in *Die Schrecken der Vergangenheit Kugaras*«, verteidigte sich Kaim rasch. »Sie haben mir aufgetragen, es zu lesen.«

Master Vuong rieb sich die Nasenwurzel. »Ich hätte wohl damit rechnen müssen, dass sich ein junger Mann nur an die schmutzigen Details erinnert. Macht weiter.«

»Damals wurde die Schattenebene entdeckt«, fuhr Kaim fort, »doch die edlen Häuser Metia, Avera und Goldmercy sowie das Haus des Heilens wussten, dass eine solche Macht in den Händen einer Tyrannin den sicheren Untergang bedeutete. Ingeheim schlossen sie ihre eigenen Pakte mit den Älteren Göttern, die alle ein gemeinsames Ziel hatten: mit dem Himmelsseher, dem Dread Beast, dem Verhassten Tüftler und der Weinenden Lady. Die Häuser baten darum, als ihre Gefäße benutzt zu werden. Im Austausch dafür würden sie ihr Volk dazu verpflichten, den Göttern auf immer und ewig zu huldigen, sodass sie sich von ihren Gebeten anstatt von ihrem Schmerz ernährten.«

Mein Blick wanderte zu meinem Arm hinab, der fehlte. Bisher hatte ich noch keine Gebete gesprochen. Trotz dieses Pakts war die Aufmerksamkeit des Biests durch meinen Schmerz erregt worden, dachte ich bitter.

»Mit vereinten Kräften stießen sie die Despotische Königin vom Thron, und ihr dunkles Wissen wurde begraben«, fuhr Kaim fort, und seine grauen Augen richteten sich auf mich. »Die Vier Häuser gründeten ein neues Kugara. Das Haus Goldmercy, Nachkommen des Verhassten Tüftlers, herrscht über die Provinz im Westen. Das Haus des Heilens, inzwischen als die Kirche der Weinenden Lady

bekannt, wacht über die Hauptstadt Sorrowsend, ihre Gefäße werden nicht von der Blutlinie bestimmt, sondern durch die Stärke ihres Glaubens. Haus Metia, gesegnet durch den Himmelsseher, schloss den Riss zwischen den Welten, indem es das Schattentor baute. Sie sind die Einzigen, die seine Funktionsweise steuern können. Und dann ist da natürlich noch Haus Avera.« Kaim neigte den Kopf und hob aus Respekt kurz seine Metallhand. »Heimat des Dread Beasts, auch bekannt als der Jäger der Dunkelheit, der Vorbote von Blut und Asche. Das Biest hatte damals die Armeen gegen die Palastfestung der Königin geführt, und in all den Jahren, die seither vergangen sind, war ihm kein anderer Gott in der Kunst des Todes ebenbürtig. Wir sind nicht einfach nur *tüchtige Schwertkämpfer*.« Bei diesem letzten Teil sah er mich an und spie die Worte förmlich aus.

Meine Worte klangen kleingeistig und dumm, wenn sie aus seinem Mund kamen. Scham durchzuckte mich, während ich meinen Cousin mit rotem Gesicht niederstarrte. Ich wünschte, mein Vater hätte mich niemals hierhergebracht.

»Nun«, sagte Master Vuong nervös, »wie schön, zu wissen, dass mein Unterricht nicht vergeblich war. Und Lady Alma kann eindeutig von Eurem enormen Fundus an Wissen profitieren. Ich halte es für richtig, dass wir sie hier haben.«

In Kaims Miene schien sich ein Unwetter zusammenzubrauen. Er wollte eindeutig gerade zu einem erneuten hitzigen Widerspruch ansetzen, als der Junge neben ihm, Fion, in freundlichem Ton sagte: »Kaim? Du sagtest, du würdest mir mit dieser Passage helfen.«

Ich hielt den Atem an. Wer immer er war – dieser Junge gehörte eindeutig nicht zur Familie. Ich rechnete damit, dass er so heftig getadelt würde wie ich, als ich ungefragt das Wort an Kaim gerichtet hatte.

Doch zu meiner Überraschung sagte Kaim nichts. Er hielt meinen Blick noch einen Moment länger, die kalten Augen unerbittlich, als würde er etwas klarstellen wollen. Dann schnaubte er und

setzte sich hin, nahm wieder das Buch, als wäre all seine Wut vergessen. »Zeig mir, welche.«

Und als hätte mein Eintreten sie nie unterbrochen, zeigte Fion auf etwas auf der Seite, die sie aufgeschlagen hatten, und sie fingen an, sie zusammen zu lesen. Doch ehe Fion seine Aufmerksamkeit wieder Kaim zuwandte, trafen sich unsere Blicke kurz, und in seinen Augen blitzte Heiterkeit auf.

Ob dieser Ungerechtigkeit brannte etwas in mir. Wie kam es, dass mich wegen meines Unwissens Kaims Zorn traf, während jemand anderes ihn offen um Hilfe bitten konnte und sie erhielt? Ich spürte ein vertrautes Brennen in den Augen, aber ich wusste, dass mir Weinen nicht helfen würde. Ebenso wenig, wie es etwas bringen würde, wenn ich die Heuchelei meines Cousins anspräche – denn eigentlich ging es hier gar nicht um mein Unwissen.

Ich hatte gehofft, hier einen Freund zu finden, ein anderes Kind des Hauses Avera, das wegen meines hässlichen, schmerzenden Stumpfes und der Schatten, die mich in meinen Träumen heimsuchten, Mitgefühl mit mir hätte.

Doch Kaim sah nur die Konkurrenz in mir.

Ich wünschte, ich hätte ihm sagen können, dass mir Titel und Familienfehden egal waren – doch ich wusste, dass das nicht stimmte. Ich hatte mir bereits geschworen, dass ich tun würde, was immer mein Vater von mir verlangte. Und wenn er von mir forderte, ihm dabei zu helfen, Kaim das Amt der Ersten Hand zu entreißen, würde ich es tun.

Meiner Mutter zuliebe.

Es folgte ein kurzes Schweigen, während ich mich bemühte, die Fassung wiederzuerlangen.

»Gut«, sagte Master Vuong zu niemand Bestimmtem. Dann schnappte er sich eine Feder und ein Blatt Papier vom Pult und kam zu mir herüber. »Ihr könnt schreiben?«, fragte er behutsam.

Ich schluckte. Ich war so stolz gewesen auf meine Lese- und Schreibfähigkeit, aber nun fühlte ich mich dumm. »Meine Mutter hat es mir beigebracht.«

»Das ist ziemlich beeindruckend«, sagte Master Vuong. Er legte die Feder und das Papier vor mich. »Damit können wir mal anfangen. Ich möchte, dass Ihr aufschreibt, was Ihr über die Geschichte Kugaras wisst, nur damit ich Euer Können einschätzen kann.«

»Wo soll ich anfangen?«

»Vielleicht dort, wo Kaim aufgehört hat. Es ist natürlich nicht nötig, dass Ihr das genau wiederholt. Ich hole Euch ein Buch, damit Ihr lernen könnt, was Euch noch fehlt.«

Er sagte das sehr freundlich – vielleicht hatte er das Zittern in meiner Stimme gehört, das ich nicht abstellen konnte –, dann schlurfte er zurück zu seinem Pult. Ich beschloss, dass ich nichts gegen Master Vuong hatte. Er war der netteste Mensch, dem ich hier bisher begegnet war. Ich wollte ihn nicht enttäuschen, deshalb setzte ich mich hin und begann zu schreiben.

Einiges von dem, was mein Cousin erklärt hatte, hatte ich bereits gewusst – zum Beispiel, dass die Despotische Königin die Älteren Götter durch Menschenopfer in unsere Welt geholt hatte. Immerhin wünschte sich ein Gott nichts sehnlicher, als in einem sterblichen Geist Raum zu haben, um sich dort einzunisten, wo er sich in dem Elend, dem Schmerz und all den Dingen aalen konnte, die er in der kalten, toten Leere zwischen den Sternen entbehrte. Und ich hatte von den Vier Häusern gewusst, aber nicht von ihrer sagenumwobenen Vergangenheit, die sich mir nun auf den Seiten von Master Vuongs Buch erschloss. All das aufzuschreiben, entpuppte sich als eine schwierige und zeitaufwendige Geduldsprobe – nicht nur, weil es mir an Übung fehlte, sondern auch an einer zusätzlichen Hand, mit der ich das Papier festhalten konnte. Bei jeder einzelnen Bewegung rutschte es mir unter der Feder weg, wodurch meine Buchstaben ungenau und unansehnlich wirkten.

Doch zu meiner Überraschung vertiefte ich mich so sehr in diese Aufgabe, dass ich vergaß, wie peinlich meine Einführung hier gewesen war. Die Stunden verstrichen einigermaßen ruhig, der Raum war erfüllt vom unregelmäßigen Kratzen meiner Feder und dem Gemurmel der beiden Jungen, während das Sonnenlicht immer

wärmer und gelber durch die Fenster schien. Ich schaffte es sogar, mich zu entspannen, obwohl Kaim direkt neben mir saß. Meine Mutter hatte sich immer gewünscht, dass ich zur Schule gehe; es war schön, in einem Klassenzimmer wie diesem zu sitzen und an sie zu denken.

Das wäre etwas Erfreuliches, was ich ihr erzählen konnte, beschloss ich, wann immer mein Vater mir erlaubte, sie wiederzusehen. Ich war verstümmelt, beleidigt und geschmäht worden, aber ich durfte auch das hier haben, und törichterweise glaubte ich, dass dadurch alles andere erträglich würde.